

All diese Zugänge greifen den gleichen apokalyptischen Topos auf, Völkerkampf und globale Anomie, und stehen so semantisch in der Kontinuität apokalyptischer Deutung. Zugleich jedoch beschwören die entsprechenden Autor*innen die Krise, *um* sie abzuwenden und stehen somit nicht in der progressiven, sondern in der so genannten »katechontischen« Tradition apokalyptischer Rede. Daher werde ich im dritten Abschnitt der Ideengeschichte jenes konservativen apokalyptischen Diskursstranges nachgehen, der in der paulinischen Denkfigur des »Katechon«, des Aufhalters der Apokalypse, seinen Ausdruck findet. Ich werde zeigen, dass sich parallel zur klassischen, auf die Heilszeit zustrebenden Apokalyptik eine Rezeptionsgeschichte bewahrernder apokalyptischer Rhetorik nachzeichnen lässt, die in der Spätantike ihren Anfang nimmt und sich über das Mittelalter bis hinein in die politische Diskussion unserer Tage verfolgen lässt. Im vierten Abschnitt führe ich die Erkenntnisse aus der Analyse der drei Szenarien und die ideengeschichtlichen Betrachtungen unter einer systematischen Perspektive zusammen und gehe der Ambivalenz apokalyptischer Rede zwischen Innovation und Institutionalisierung nach.

6.2 Samuel Huntington und der »Kampf der Kulturen«

Im Jahr 1996 veröffentlichte der amerikanische Politikwissenschaftler und Politikberater Samuel Huntington sein Buch »The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order« (Huntington 1996; kritisch Riesebrodt 2000), das im darauf folgenden Jahr unter dem Titel »Der Kampf der Kulturen« in deutscher Sprache erschien (Huntington 1997) und in kürzester Zeit sechs Auflagen erreichte. Darin vertritt Huntington die These, dass die westliche Welt an Macht verliert und ihre hegemoniale Rolle in der Weltpolitik einbüßt. Dadurch komme es zu Bewegungen von Indigenisierung und Abgrenzung in anderen Weltteilen, die bipolare Welt des Kalten Krieges werde durch eine multipolare Welt abgelöst, in der die »Kulturen« im Kampf um knappe Ressourcen aufeinanderprallen.

Huntingtons Überlegungen sind geleitet von der Suche nach einer neuen Weltordnung, nachdem die klaren Fronten des Kalten Krieges zerbröckelt sind. Dabei ist er deutlich skeptischer als etwa Francis Fukuyama, der nach der Implosion des Warschauer Paktes das »Ende der Geschichte« und einen Sieg von Kapitalismus und Liberalismus proklamiert hatte (Fukuyama 1992). Huntington handelt diese Position unter der Überschrift »Euphorie und Har-

monie« (Huntington 1997, 33) ab und decouvert sie als »Illusion von Harmonie« (ebd., 35), wie es sie auch vor dem Ersten und Zweiten Weltkrieg gegeben habe. Dagegen präsentiert er eine lange Liste von Hinweisen auf steigende Spannungen innerhalb und zwischen Staaten:

»Die Harmonieillusion am Ende des Kalten Krieges wurde bald zerstört durch zahlreiche ethnische Konflikte und ›ethnische Säuberungen‹, den Zusammenbruch von Recht und Ordnung, das Auftreten neuer Bündnis- und Konfliktmuster zwischen den Staaten, das Wiedererstarken neokommunistischer und neofaschistischer Bewegungen, die Intensivierung des religiösen Fundamentalismus, das Ende der ›Diplomatie des Lächelns‹ und der ›Jasager-Politik‹ in den Beziehungen Russlands zum Westen und endlich das Unvermögen der USA, blutige lokale Konflikte zu unterdrücken. In den fünf Jahren seit dem Fall der Berliner Mauer hat man das Wort ›Genozid‹ weit öfter gehört als in irgendeiner Fünfjahresspanne des Kalten Krieges.« (Ebd.)

Ich präsentiere das Zitat auch deswegen in seiner ganzen Länge, weil es vorzüglich geeignet ist, die apokalyptischen Elemente von Huntingtons Beitrag herauszustellen. Da ist zunächst die apokalyptische *Semantik*: Der Autor beschreibt als wissenschaftlicher Visionär eine Art weltweiten Bürgerkrieg, einen Kampf aller gegen alle, der sich in einer Situation globaler Anomie vollzieht (»Zusammenbruch von Recht und Ordnung«). Weiterhin bedient sich Huntington einer apokalyptischen *Syntax*, etwa durch einen ausgeprägten *Offenbarungsgestus*: Harmonieillusionen seien schon in der Vergangenheit globalen Krisen vorangegangen, das ändere aber nichts an der Faktizität und unbedingten Aktualität des Konflikts. Darüber hinaus sucht er die historische *Zuspitzung der Gefahrenlage* durch den Hinweis auf die zunehmende Häufigkeit des Wortes »Genozid« zu belegen. Stilistisch ruht diese Krisenerzählung auf der beinahe telegraphischen Erfassung von Symptomen der Zeitenwende, die sich am Rande der Übertreibung bewegt und in diesem Punkt das stilistische Pendant zu Klaus Vondungs *hyperbolischer inventio* als Kennzeichen apokalyptischer Rhetorik darstellt (Vondung 1988, 332). Damit ist der Bogen geschlagen zu der apokalyptischen *Pragmatik* von Huntingtons Ausführungen. Im Vorwort zum »Kampf der Kulturen« macht Huntington deutlich, dass er sein Buch nicht als sozialwissenschaftliche Abhandlung versteht, sondern als konkreten Beitrag zur Politikberatung (Huntington 1997, 12). Damit ist die Steuerungsabsicht der Schrift klar benannt. An späterer Stelle verhandelt Huntington unter der Überschrift »Reines Chaos« ein weiteres »Paradigma«

internationaler Beziehungen. Mit morbiden Behagen beschwört er in diesem Zusammenhang erneut die Symptome der Krise, namentlich

»das Auseinanderbrechen von Staaten, die Intensivierung von religiösen, ethnischen und Stammeskonflikten, das Auftreten internationaler Verbrecchersyndikate, den Anstieg der Flüchtlingszahlen in die Abermillionen, die Weiterverbreitung nuklearer und anderer Massenvernichtungswaffen, die Ausbreitung des Terrorismus, das Überhandnehmen von Massakern und ethnischen Säuberungen« (ebd., 41).

Huntingtons Kritik an diesem »Chaos-Paradigma« wirkt dann ebenso abrupt wie überraschend: »Die Welt mag ein Chaos sein, aber sie erlangt nicht jeglicher Ordnung« (ebd., 42). Einer adäquaten Krisendeutung müsse es vielmehr darum gehen, »innerhalb der Anarchie Tendenzen vorherzusagen, [...] Ursachen und Folgen zu unterscheiden und für die Gestalter staatlicher Politik Orientierungshilfen zu entwickeln« (ebd.). Damit tritt die *konkulative Pragmatik* in Huntingtons Ausführungen klar zutage. Weder geht es ihm darum, in agitatorischer Absicht zum Erstschlag im globalen Kampf um knappe Ressourcen aufzurufen (Steingart 2006), noch propagiert er eine fatalistische Haltung oder Rückzug als geeignete Handlungsoptionen. Vielmehr besteht sein reformerischer Anspruch darin, auf die Entscheidungsträger*innen einzuwirken. Mit dieser Sprecherposition unterscheidet sich Huntington von den Visionär*innen klassischer Apokalypsen, die sich gerade nicht an die »Situationsmächtigen« gerichtet haben, sondern an eine deprivierte Minderheit.

Die apokalyptische Erzählung hat bei Huntington also ersichtlich einen bewahrenden, konservativen Zug. Die Krise wird beschworen, *um* sie abzuwenden. Huntingtons Darstellung steht für die janusköpfige Ideengeschichte der Apokalypse zwischen prophetischem Umsturz und priesterlicher Reform. Besonders deutlich wird dies, auch sprachlich, in seinem Nachfolgewerk »Who are we? The challenges to America's national identity«, das im Jahr 2004 als Reaktion auf die Attentate am 11. September erschienen ist (Huntington 2004). Darin erörtert Huntington in der Tradition von Spengler und Toynbee, dass menschliche Vergemeinschaftungen, seien es Staaten oder Gesellschaften, grundsätzlich moribund sind: »Even the most successful societies are at some point threatened by internal disintegration and decay and by more vigorous and ruthless external ›barbarian‹ forces. In the end, the United States of America will suffer the fate of Sparta, Rome and other human communities.« (Huntington 2004, 11)

Diese Erzählung des Niedergangs ist allerdings keine fatalistische Geschichtsschau, sondern einmal mehr Teil einer rhetorischen Strategie zur Wiedererweckung. Ähnlich abrupt wie in seiner Kritik am Chaos-Paradigma der internationalen Beziehungen (s.o.) stellt sich Huntington einem Erdulden des Niedergangs vehement entgegen:

»Reasons could exist, as Robert Kaplan observed, why ›America, more than any other nation, may have been born to die.‹ Yet some societies, confronted with serious challenges to their existence, are also able to *postpone* their demise and halt disintegration, by renewing their sense of national identity.« (Ebd., 12; Hervorhebung AKN)

Die antithetische Konstruktion dieses Absatzes ist Programm: Auf der einen Seite gibt es das unerbittliche Primat des Niedergangs, auf der anderen Seite lasse sich die Entwicklung jedoch vorläufig aufhalten (»postpone«). Das Mittel der Wahl ist für Huntington die *Erneuerung des nationalen Bewusstseins*. Mit dieser Forderung nach einem Aufschub des Endes steht Huntington gedanklich und begrifflich in der Tradition katechontischer Rede. Ist der Bezug bei ihm noch eher implizit, tritt er in den Abhandlungen seines kontinentaleuropäischen Kongenius Günter Zehm ausdrücklich hervor.

6.3 Günter Zehm und das »Bollwerk Europa«

Gewiss wäre es verfehlt, Günter Zehm (1933-2019) von der Tragweite seiner Schriften her als einen deutschen Huntington darzustellen. Gerade deswegen möchte ich einen kurzen Blick auf seine sehr bewegte Lebensgeschichte werfen. Zehm wurde 1933 in Sachsen geboren und studierte Anfang der 50er Jahre Philosophie bei Ernst Bloch in Leipzig. Im Jahr 1957 wurde er wegen seiner Kritik am politischen System der DDR verhaftet und siedelte nach seiner Amnestie im Jahr 1961 in die Bundesrepublik über, wo er bei führenden Vertretern der Frankfurter Schule sein Studium fortsetzte. Nach der Promotion im Jahr 1963 war Zehm als Journalist zunächst bei der Tageszeitung »Die WELT« tätig, danach beim »Rheinischen Merkur« und schließlich bei der »Jungen Freiheit«. Im Alter von nunmehr 60 Jahren erhielt Zehm 1993 die Würde eines Honorarprofessors im philosophischen Institut der Universität Jena, wo seine publizistische Tätigkeit in Organen der Neuen Rechten Anfang der 2000er Jahre zu einer größeren Kontroverse führte. Er starb am 1. November 2019 in Bonn.